



Kallningken – der Ort und seine Kirche

Kallningken lag – und liegt als „Prochladnoje“ noch heute – an der Chaussee, die von Tilsit her kommend über Neukirch und Kaukehmen nach Karkeln am Kurischen Haff führt; bei Kallningken beginnen die letzten fünf Kilometer des Weges.

Es ist das Gebiet der sogenannten „Tiefen Niederung“, eingeschlossen von Russ und Gilge, den Mündungsarmen der Memel. Die tiefe Niederung lag nur um Weniges über dem Meeresspiegel, und bis um die Wende zum 20. Jahrhundert der Haffdeich errichtet wurde, war das Gebiet immer wieder von Überschwemmungen heimgesucht. Mitten in Kallningken gibt es einen „Berg“ – wohl mehr ein Hügel –, der in grauer Vorzeit durch Sandanspülungen infolge des hin- und herfließenden Wassers entstanden sein mag. Dieser Hügel war es, der bei Überschwemmungen Zuflucht bot, er war es, der dem Ort seinen Namen gegeben haben dürfte (litauisch „kalnas“ = „Berg“), und er war auch der Ort, auf dem über 200 Jahre die Kirche stand, die mit ihrer exponierten Lage gleichsam wie eine Trutzburg dem Ort sein unverwechselbares Gepräge gab.

Eine selbständige Kirchengemeinde Kallningken bestand seit 1684, nachdem eine erste Kirche bereits 1677 auf ausdrückliche Anordnung des Großen Kurfürsten errichtet worden war. Zu dieser Zeit war Kallningken der Kirche in Inse unterstellt, doch 1684 verfügten die Kirchenoberen eine Umkehrung der Verhältnisse: Kallningken wurde „mater“ (Mutterkirche) und Inse zur „filia“ degradiert. Pfarrer Christian Sperber, der schon seit fast 20 Jahren in Inse amtierte, zog nach Kallningken, wo er nach weiteren 34 Jahren starb und in einem Gewölbe hinter dem Kirchenaltar beigesetzt wurde.

Im Jahr 1675 hatte Pfarrer Sperber beim Brand des Pfarrhauses von Inse seine gesamte Habe verloren, und es gab hernach das Gerücht, es habe sich um Brandstiftung gehandelt, und der Bau der Kallningker Kirche sei den Bürgern von Inse als Buße auferlegt worden; auch die anschließende Verlegung des Sitzes der Mutterkirche stehe damit in Verbindung. Ob dies wirklich zutrifft, lässt sich wohl nicht mehr klären, aber wenn es nicht wahr ist, so ist es schön erfunden.

Die erste Kirche hielt nur wenige Jahrzehnte und musste abgerissen werden. Die nächste Kirche, die 1727 fertiggestellt wurde, war noch weniger solide, sodass man 1753 eine massive neue Kirche aus Feldsteinen erbaute. Sie hatte Emporen und besaß einen zweiflügeligen Altar aus vorreformatorischer Zeit, um dessen Herkunft sich ebenfalls verschiedene Gerüchte rankten. 1819 wurde ein Kirchturm angebaut, der aus einer Holzkonstruktion mit massivem Unterbau bestand.

Die Kirche hat den Zweiten Weltkrieg überdauert und wurde zunächst als Getreidelager benutzt. Der Turm wurde in den frühen 1950er Jahren abgerissen; die Arbeit soll ein Litauer für 4.000 Rubel ausgeführt haben, nachdem sich die ortsansässigen Russen aus Aberglauben geweigert hätten, die Arbeit auszuführen. Wie dem auch sei – auch das

Restgebäude ist in den Folgejahren irgendwann verfallen. Der Kirchhügel ist heute völlig mit Buschwerk überwuchert, in dem überall Reste der Grundmauern – mehr oder weniger versteckt – nur noch einen vagen Eindruck von dem vermitteln, was dort einmal gestanden hat. Lediglich das Gebäude direkt an der Straßenecke gegenüber der Kirche, das früher ein Gasthaus war, in dem wohl nach dem Gottesdienst der Frühschoppen eingenommen wurde, steht noch – wenn auch in erbärmlichem, nicht mehr sanierungsfähigem Zustand.

Kallningken hatte gegen Ende der deutschen Besiedlung etwa 600 Einwohner, die Kirchengemeinde als solche umfasste etwa doppelt so viele Gläubige, davon knapp die Hälfte Litauer. Gottesdienste wurden in beiden Sprachen abgehalten.

Die Kirchenbücher sind für die Zeit seit 1718 (Sterberegister), 1720 (Taufregister) bzw. 1739 (Heiratsregister) bis jeweils 1874 auf Mikrofilm erhalten, wenn auch in den ersten Jahrzehnten mit Lücken und in sehr schlechtem bis miserablen Zustand. Kallningken ist der einzige Ort im Kreis Niederung, von dem zumindest ein Teil der Kirchenunterlagen über den Krieg hinweg gerettet werden konnte; sie befinden sich heute im Evangelischen Zentralarchiv in Berlin.

1938 erfuhr Kallningken wie so viele Orte in Preußisch Litauen die zweifelhafte Ehre, umbenannt zu werden; die „Arisierung“ alles „Artfremden“ machte auch vor Ortsnamen nicht halt, die seit zwei Jahrhunderten und länger ein fester Begriff in der Region waren. Da sich in und um Kallningken keine alternative „deutsche“ Flurbezeichnung fand, griff man zu dem Phantasienamen „Herdenau“, womit wohl der Wert des Ortes für die Vieh- „Herden“ zum Ausdruck kommen sollte – eine ziemlich dümmliche Lösung, denn wenn auch die Tiefe Niederung in erster Linie von der Landwirtschaft lebte und es in Kallningken auch eine Molkerei gab, lässt sich kaum sagen, dass ausgerechnet Kallningken – vor allen anderen Orten – durch seine Rindviecher berühmt gewesen wäre. Da der „arische“ Name sich in den verbleibenden knapp sieben Jahren deutscher Besiedlung kaum nachhaltig durchgesetzt haben dürfte, soll es hier bei „Kallningken“ verbleiben.

Die ehemals intakte Infrastruktur von Kallningken scheint weitgehend zum Erliegen gekommen zu sein, und doch: Der Ort hat bietet durchaus auch heute noch einen insgesamt freundlichen Eindruck mit positiven Ecken. Der ganze ehemalige Kreis Niederung steht wirtschaftlich schlecht da, und das zeigt sich auch in Prochladnoje. Es mag an der verkehrsgünstigen Lage an der einzigen großen Durchgangsstraße liegen,

dass gleichwohl hier trotz nicht weniger ramponierter Altbauten das Gesamtbild Hoffnung gibt: Hier scheint ein Ort den Kampf ums Überleben noch lange nicht aufgegeben zu haben.